



1525. Armbruster; Chevauliger; Ritter auf verdecktem und ungedecktem Pferde.

## Die abendländische Reiterei im 16. Jahrhundert

Um die Wende des 15. Jahrhunderts begann die Differenzierung der einzelnen Waffengattungen. Die taktischen Änderungen, bedingt durch die Verbesserungen an den Handfeuerwaffen, waren bis zum zweiten Drittel des 16. Jahrhunderts abgeschlossen. Leider sind unsere Quellen zur Erfassung dieser Vorgänge ziemlich einseitig. Das allgemeine Interesse galt hauptsächlich der neueren kriegerischen Erscheinung der Landsknechte und berücksichtigte wenig alle anderen. Zumal die Reiterei behandelte man sehr stiefmütterlich und schematisch. Das geht aus den zeitgenössischen Kupferstichen hervor. Während das Leben der Landsknechte breit und teils künstlerisch vollendet vorgetragen wurde, spielten der Ritter und vor allem seine Versuche zur Reorganisation der Reiterei eine ganz nebensächlich behandelte Rolle auch im Schrifttum. Trotzdem läßt sich die Entwicklung der Reiterei unter Hinzuziehung unseres Wissens über die damalige Infanterie ganz gut darlegen. Denn die Entwicklung beider verlief parallel.

Die Bewaffnung des einzelnen Kriegers zu Beginn des 16. Jahrhunderts bestand entweder aus dem langen Speiß (der Pike), der Hellebarde, der Armbrust und der zahlenmäßig langsam zunehmenden Arkebuse, bei den Reitern aus dem Rennspeiß und der Armbrust. Die langen Speiße herrschten bei beiden vor. Taktisch wurde die gesamte Masse der vorhandenen Mannschaft zu einem Schlachtraum rangiert. Die Hellebardiere standen inmitten der Speißer vor den Fahnen, die Schützen auf den Flügeln einzeln verteilt, nicht in Abteilungen. Bei der Reiterei schloß sich der Schütze den letzten Gliedern der Speißer an. Nach dem Zusammenstoß der Speißer schwärmten die Schützen aus, feuerten in die dichte Masse des Gegners, da genaues Zielen noch nicht möglich war, und zogen sich zum Laden in den Schutz der eigenen Gewalthaufen zurück. Der Maler Albrecht Altdorfer zeigt uns in seiner «Schlacht bei Issou» diese Taktik deutlich.

Der Versuch der Kavallerie, ihre frühere Ueberlegenheit über das Fußvolk durch Verstärkung der Panzerung von Reiter und Roß zur Schwächung der Wirkung der Handfeuerwaffen zurückzugewinnen, scheiterte zwar. Wir verdanken ihm aber die künstlerische und handwerklich auf höchster Stufe stehende Plattnerkunst dieser Zeit. Die Reiterei mußte also andere Wege gehen, und sie fand sie auch. Zuerst einmal vergrößerte sie die Beweglichkeit und Schnelligkeit auf Kosten der Panzerung. Es kam jetzt hauptsächlich darauf an, möglichst schnell an den Gegner zu kommen, um ihm keine Zeit zum Laden zu lassen. Da aber bei der Tiefe der großen Massen mit dem Zusammenprall nicht sofort die Entscheidung fiel, sah sich die Reiterei genötigt, auch ihrerseits Fernkampfwaffen anzuwenden, die die Wirkung der feindlichen Schützen kompensierten. Solange die Schußwaffe mit beiden Händen bedient werden mußte, war sie eine ungeeignete Reiterwaffe. Die Arkebuse, die mit der Lunte abgebrannt wurde, war noch unpraktischer als die Armbrust. Der Erfindung des Radschusses, die vor allem die Bedienung einer Handfeuerwaffe mit einer Hand ermöglichte, folgte prompt die Erfindung der Pistole oder, wie sie zuerst hieß, der Büchse. Damit erschien eine neue Reitergattung, die man zuerst einmal, im Gegensatz zum

schwer gepanzerten Lanzenreiter, leichte Reiter nannte (Chevaulgers). Eine Abbildung dieser Reiter zeigt ein Holzschnitt von Hans Guldemut etwa um 1525. Hinter einem Landsknechthauptmann reiten drei solcher leichten Reiter, die nur noch mit Helm und Brustharnisch geschützt sind, im übrigen aber die Tracht der Landsknechte zogen. Am Sattel des Hauptmanns hängt links eine Pistole herab. Die Halfter, oder richtiger die Büchsenheide, gab es noch nicht. Auf Abbildungen kommt sie erst etwa um 1570 vor. Neben dieser neuen Gattung gab es bei der Reiterei etwa um 1525 folgende Typen: zuerst einmal noch den Kyrisser, den Ritter mit langer Stoßlanze in vollständigem Reiter- und Roßharnisch; den Ritter in vollem Harnisch mit langer Stoßlanze, dessen Pferd aber meistens nur noch eine Roßstirne als Panzerung trug; den leichten Reiter, der reglementmäßig noch einen Knebelspieß neben seiner Büchse führen sollte, sowie einige Armbrust- und vielleicht auch einige Arkebusegeschützen zu Pferd. Die Kyrisser standen in der ersten Reihe der Front und Flanke als besonderer Schutz, die Masse der Lanzenreiter innen, die leichten Reiter waren wahrscheinlich, um feuern zu können — die Reichweite der Pistolen ging damals noch kaum über zehn Meter —, untermisch, während die anderen, wie früher, am Schluß aufzogen.

Dieser Taktik entspricht auch der Text von Leonhard (nicht Georg) Frunsergers «Kriegsbuch» um 1565: Auf 2000 Reiter sollen 1600 Speißer in ganzer Rüstung, von denen mindestens hundert gepanzerte (verdeckte) Hengste haben, und 400 Büchsenhütten kommen oder, wie nochmals hervorgehoben wird, auf 175 Lanzenreiter 25 Schützen.

Während bis zur Jahrhundertmitte diese ganze Kavallerie als ein Haufe aufgestellt wurde, gab es aber schon außerhalb des Verbandes kämpfende Einheiten. So besonders die leichten Söldnerreiter des Balkans, hauptsächlich die Ungarn oder Heiden, die mit Bogen und Säbel kämpften. Damals war der Bogen den neuen Fernwaffen immer noch gleichwertig. Die Expedition Karls des Fünften nach Alger scheiterte an der Ueberlegenheit der maurischen Bogenschützen zu Fuß und zu Pferd.

Bei Pavia (1525) hatte eine spanische Arkebuserabteilung, im Sonderverband ohne Rückendeckung durch Speißer kämpfend, erheblich zur Entscheidung beigetragen. Derartige Erfahrungen führten immer mehr zur Verkleinerung der einzelnen Gefechts-Einheiten und zur schärferen Trennung der Waffengattungen. Bildlich zeigen uns die Steiche von Jost Ammann dies sehr gut. Neben den immer noch zahlenmäßig sehr überlegenen Lanzenreitern und Speißern marschieren und reiten nun die Büchsenhütten und Arkebuser getrennt. Die leichten Reiter, jetzt auch Pistolenreiter (Ritres) genannt, führen keinen Speiß mehr. Vereinzelt erscheinen auch schon Abteilungen von herbeiten Arkebuserern. Auch eine andere Änderung ist nun eingetreten. Bisher setzte sich der Gewalthauf der Kavallerie zum Angriff zuerst in Schritt, dann in Trab und ging erst etwa in den letzten hundert Metern in Galopp über, da zufolge der schweren Rüstung sonst die Pferde zu schnell ermüdeten. Jetzt behielten nur noch die Lanzenreiter diese Taktik bei. Die Pistolen-

reiter und auch die Arkebuser reiten im Schritt oder Trab an den Gegner heran. Sie feuerten nur auf kürzeste Entfernung, denn die Wirksamkeit der damaligen Pistole auf einen gepanzerten Reiter erforderte es, daß die Flamme des Absschusses den Gegner noch berührte. Zum Gegen wurde nur bei der Verfolgung gegriffen. Nach Abfeuern des Pistols schwenkten die ersten Glieder nach links oder rechts ab, umritten die eigene Abteilung und schlossen sich ladend hinten an sie an. Dieses Manöver nannte man «Karakol» oder «Schneckenhaus». Bei der taktischen Gliederung der Abteilungen berechnete man Front und Tiefe nach der Quadratwurzel. Ein Haufe von 2000 Reitern wurde so rangiert wie eine Abteilung

von 100 Reitern. Dabei rechnete man so, daß die Front einige Mann mehr zählte als die Tiefe. Zum Beispiel, 80 Reiter 10 : 8 usw. Es kam aber auch manchmal vor, je nach Gelände oder Angriffsziel, daß man die Tiefe wesentlich stärker nahm als die Front.

Gegen Ende des 16. Jahrhunderts verschwand die Panzerung der Pferde ganz. Zwischen den Lanzen- und Pistolenreitern fand eine Angleichung statt, da die Lanze schließlich ganz in Fortfall geriet. Diese neue Kavallerie, die bis zum Ende des 30jährigen Krieges die eigentliche Reiterwaffe wurde, nannte man Kürassiere.

Max Thies

## Der Alphornmacher und sein Instrument

Im Volkslied «Zu Straßburg auf der Schanz» locken die fernen Klänge eines Alphorns den Sohn der Berge in fremden Kriegsdiensten nach der Heimat, wo er dann wegen Desertion zum Tode verurteilt wird. Nicht von dieser Tragik und vom berühmten Schweizerhymnen, sondern von jenem Instrument sei hier die Rede, das wir gerne aus dem Konzertsaal verbannt, dafür um so eher in Beziehung bringen zu einsamen Weiden, zu schmalen Tälern mit schroffen Felswänden, an denen sich das Echo vielfältig bricht. Die leichtfüßigen Bergersteiger zu wecken, bereitet dem Alphornbläser eine besondere Genussigung; die langgezogenen, auf- und ab-schwellenden Rufe aus seinem Horn erfüllen den Wanderer mit Wärme und Feierlichkeit. Rosse und weidende Kühe beginnen sich, angezogen von uralten Rhythmen und Naturtönen, um den einsamen Bläser zu scharen, der frühmorgens oder beim Einrückeln sein «Lied» in die Bergwelt bläst, die ihm seinen Sang vielfältig zurückruft.

Das Alphorn wird kunstvoll aus dem zähen und möglichst astfreien Stamm einer schlanken, geraden, nur gegen das Wurzelende leicht gebogenen Rottanne herausgeschält und geschnitzt. Solche Tannen kloben in Höhen von 1400 bis 1500 Metern an steilen Hängen, aus denen sie in elegantem, trotzigem Schwung herauswachsen. Sie stehen da wie naturverbundene Orgelpfeifen, vom Sturm, Schnee und Steinschlag umschütert, vor Sonne und Nebel umspielt. Zuh ist daher das langsam wachsende Holz der nahe der Baumgrenze wachsenden Rottannen, deren Jahresringe sich dicht aneinander legen. Ein rechter Alphornbläser versteht die Kunst, die im Holz ruhenden Töne zum Erklingen zu bringen. Wer solche Instrumente, die in ihrer einfachen, doch überaus genauen Bauart in keiner Weise an moderne Serienfabrikation erinnern, zu machen versteht, muß ein fast orphisch-gerühmtes Empfinden für das Holz und seine Eigenart besitzen.

Da in unserer Stadt schon seit vielen Jahrzehnten ein Mann lebet, der wie kaum ein zweiter in der kleinen Gilde schweizerischer Alphornmacher in die Geheimnisse seiner Kunst eindringt, haben wir ihm einen Besuch abgestattet. Aus der einfachen Werkstatt des heute über 82 Jahre zählenden Alfred Kunz aus alter Zürcher Familie gingen im Laufe von über 50 Jahren über 100 Alphörner hervor. So entstand im Nebenberuf und aus innerem Bedürfnis heraus eine weitzerweigte, wohlklingende Familie großer und kleiner Instrumente von mancherlei Form und Ton, die ihrem Erzeuger im Laufe seines langen Lebens Anerkennung und Ehre eintrugen. Die 3,5 bis 3,65 Meter langen Alphörner, die sich mit ihren zwei bis drei Kilogramm Gewicht leicht auf einem Finger wippen lassen, sowie die 80–100 Zentimeter langen und etwa 700 Gramm bis 1 Kilogramm schweren Büchel, bei denen sich ein Teil des Rohres zu einer länglichen Schleife folgsam hintert, fanden guten Absatz bei den Sennern der Innerschweiz, im Toggenburg und Glarnerland, bei passionierten Alphornbläsern des Jodlerverbandes, bei Musikfreunden in Winterthur und Zürich; so besitzt einer (Georg Reinhart) als Rarität einen Büchel mit einer doppelt gelegten Schleife. Manche Dankeschreiben, in denen mit Nachdruck auf die besondere Reinheit und Güte der Töne hingewiesen wurde, flogen dem bescheidenen «Fabrikanten» in Wollishofen zu, der in seinen besten Jahren Sonntag für Sonntag das Gelände um Zürich sowie die Voralpgebiete nach dem schönsten Echo mit seinem Horn auskundschaftete, im Radio blies und unser Land in ausländischen Städten erfolgreich vertrat.

Wie so vieles, das sich später durchsetzte, gingen auch hier die Anfänge aus dem Probeln und Bessermachen hervor. Anläßlich des Schwing- und Aepplerfestes in Zürich im Jahre 1894, wo der junge Alphornbläser im Jodeln konkurrierte, bemerkte er, daß der Becher seines damaligen Alphornes durch einen Zufall zusammengedrückt war. Aus dem Wunsche heraus, bessere Alphörner zu machen, entstand zuerst ein langes Horn, dem ein Büchel folgte. Der Anfang war unter primitiven Umständen gemacht, so daß besonders seit 1915 manchmal sechs im Jahr die Werkstatt des heute noch den Hobel führenden Mannes verließen, der in dieser Hinsicht auf ein Lebenswerk von etwa 30 langen Alphörnern und 80 Büchel verschiedenster Größe zurückblicken kann. Da sich unser Tannenholz infolge seiner allzu breiten Jahrgänge nicht eignete, verschaffte er sich Holz aus dem Riesenstaldertal, von Alpnachstad, dem Mythen, so daß jeweils ein Dutzend solcher Tannli, um auszudörren, sein kleines Heim umstanden. Im Grunde genommen sollte das Holz drei bis vier Jahre alt sein. In gewissen Glücksfällen gelang es ihm, jahrzehntelang gelagertes und gut ausgetrocknetes Holz, das zur Ruhe gekommen war, sich auf originelle Weise von einer Klavierfabrik oder von einer alten, zum Verkauf ausgetretenen Zürcher Chilstuhlg für seine Zwecke zu erwerben.

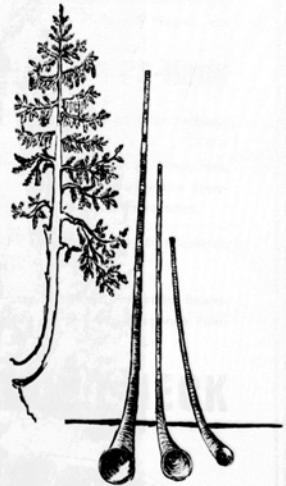
Erst beim Schülen der möglichst lange gelagerten Rottannen offenbart das Holz seine Geheimnisse. Vom Steinschlag oder der Schneelast zusammengequetschte Stellen, von der Rinde verdeckt, kommen für eine weitere Verwendung nicht in Betracht. Die in der Längsrichtung sorgfältig in zwei gleiche Hälften geschnittenen Stücke werden einzeln und zusammengepreßt auf Grund von Kartonschablonen in die richtige äußere Form gehobelt, geschnitzt und werden sie mit 1 cm breiten, 2,2 m langen Spänen oder Bündli, die der Hobel von einem Lindenholz-

brett abschält, spiralförmig in Windungen umwickelt, die gegen den Becher hin immer enger und dichter ausfallen, um diesem besonders heikeln Teil eine größere Stabilität zu verleihen. Der Becher selbst kann aus Arvenholz, das allerdings viele Aeste aufweist, verfertigt und nachher angesetzt werden; in der Regel wird er aber zusammen mit dem übrigen Rohr aus einem Stück geschnitzt. Die schön und gut einbandigierten Holzschienen überstreicht man mit Leinöl und Lack; diese anfänglich honiggelb aufglänzende feste Schicht, die alles durchdringt, nimmt mit den Jahren eine dunkelbraune Farbe an. Zum Schluß erfolgt die Bemalung beim Becher, dem ein



Zeichnungen Erica Mensching

Kranz von Edelweißsternen mit dem Schweizerkreuz mit Liebe aufgemalt wird, ohne welchen Schmuck ein Alphorn kaum zu denken ist. Mundstück, von einem Drechsler aus Glarus aus Birnen-, Zuztschgen- oder Buchholz gedreht, vollenden das Werk, das nun zum Einblasen fertig ist. Der Grundton, der sich nach der Länge des Rohrs richtet, ist genau so, wie ihn der Alphornmacher haben wollte. Etwas kom-



plizierter und schweriger wegen des dünnen Holzes ist die Machart beim Büchel, für dessen einzelne Teile, die bei den Biegungen genau aufeinanderliegen dann geglättet. Etwaige Aststellen, die wohl beim langen Alphorn, nicht aber beim Büchel vorhanden sein können, werden herausgehöhlt und die Lächer nach Schreinerbrauch mit einem Stücklein Holz ausgefüllt und geleimt. Mit Stachelholz und Rundisen erfolgt das «skännerartige» Aushöhlen der beiden Hälften, beim Büchel auf eine Dicke von 2 mm, beim langen Horn auf eine solche von 4 mm. Wohl ermöglichen Anreißschiene und ein sinnreiches einfaches Meßinstrument die Ueberprüfung der vorgeschriebenen Dicke des Holzes an allen Stellen; doch ist Fingerspitzengefühl nöten, um die fast wie Eierschalen dünnen und federleichten Teile auf genaueste aneinander zu fügen. Zu diesem Zwecke müssen, sinreiche Schablonen zur Verwendung gelangen. Doch da die Büchel handlicher sind und eine volltönende Resonanz besitzen, erfreuen sie sich größerer Beliebtheit als die langen Alphörner, die der



1570. Französischer Lanzenreiter (Gensdarmes); Arkebuser zu Pferd; deutscher Pistolenreiter.